

(Nachdruck verboten).

11) Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Da wurde die Thür geöffnet, und Herr und Frau Neumann erschienen als die ersten eigentlichen Gäste. Wenigstens sagte Herr Lofe, als ob Bohrmann zum Hause gehörte:

„Gut, daß Ihr die ersten seid. Mascha will noch mit Niece reden, und wir beide haben ja auch noch etwas zu erledigen.“

Frau Niece Neumann, Lofes wenig jüngere Schwester, war eine schlante, fast hagere Dame mit einem unzufriedenen Gesichtsausdruck. In Kleidung, Gang und Blick hatte sie etwas Prüdes, Kirchliches, wie auch ihr Bruder mit seinem Mundbart, der die Lippen frei ließ, und mit seinem würdigen Kockschnitt an die Respektabilität eines Hamburger Kaufherrn erinnerte.

Sie wollte eben gleich zu ihrer Schwägerin ins Ankleidezimmer gehen. Sie hielt sich auch nur einen Augenblick mit der Begrüßung Bohrmanns auf, sprach aber in diesem Augenblick sehr viele Worte.

Als die Herren allein waren, wurde Bohrmann sich bewußt, daß die Schwäger miteinander etwas sprechen wollten, was nicht für seine Ohren bestimmt war; sie schwiegen in auffällender Weise. Da ihm aber keine Ausrede einfiel, mit der er sich hätte entfernen können, schüttelte er nur Herrn Neumann zum zweitenmale die Hand. Dessen recht gewöhnliche Ausdrucksweise that dem Lehrer wohl. Er fühlte sich ihm überlegen.

„Na, Herr Schulmeister,“ sagte Neumann, und sein rundes, rotes, glatt rasirtes Gesicht glänzte von Wohlwollen, „immer noch Hahn im Korbe?“

„Herr Bohrmann hat Mascha sein Stück vorgelesen,“ sagte Lofe mit auffällender Korrektheit. „Sie hat ihn deshalb, wie sie mir sagte, schon um drei Uhr erwartet. Sie protegiert ihn, und ich hoffe, daß Du mit seinem Drama Glück haben wirst. Es soll sehr bedeutend sein. . . Betrachten Sie meinen Schwager Neumann heute gewissermaßen als den Hausherrn. Unsere Gesellschaft wird wieder einmal feinetwegen gegeben. Sie müssen nämlich wissen, Herr Bohrmann, daß mein Schwager und seine Frau trotz ihres großen Vermögens eine sehr altfränkische Haushaltung führen und uns, das heißt meiner Frau, die Ehre erweisen, wenn sie einmal eine große Gesellschaft geben müssen.“

Herr Lofe sagte das, zu Bohrmann gewendet, mit einem freundlichen, scherzhaften Lächeln; Herr Neumann aber schien es persönlich zu nehmen.

„Er meint Ihnen gar nicht, er meint mir. Er stichelt. Aber das ist ja eine alte Abmachung, lieber Wilhelm; Du weißt ganz gut, daß wir uns heute den Lopinsky besuchen wollen. Gantinger hat ihn meiner Frau empfohlen, und Lopinsky wieder will hier mit der Szekal reden. Was ist da weiter bei? Deiner Mascha macht es das größte Vergnügen, so Lente von's Theater bei sich um die schlanke Taille zu füttern. Wir aber, d. h. Niece und ich, wollen unser Haus rein halten.“

„Du drückst Dich wieder einmal eigentümlich aus. Wer von Mascha einer Einladung für wert gehalten wird, der ist gewiß eine Pterde der Gesellschaft, und darin muß man mit der Zeit fortschreiten; daß man den Künstlern die guten bürgerlichen Kreise nicht verschließt. Wo sollen sie es sonst auch hernehmen? Wie sollte Herr Bohrmann zum Beispiel die feste Sitte eines begüterten Bürgerhauses schildern, wenn, sagen wir, Fabrikanten und Stadträte. . . ich spreche nicht von mir. . . ihn nicht mit Vergnügen bei sich sehen würden?“

„Du eben,“ antwortete Neumann, „das Vermutlichen wäre nicht nach meinem Geschmack. Aber Herr Bohrmann ist doch gar nicht so einer. Mir dünkt, sein Stück wäre eins mit Mitterstiefeln. Die kann er doch bei Dir nicht beschn? Kommen Sie meinen Gantinger, Herr Bohrmann?“

Bohrmann bedauerte unendlich.

„Müssen Sie auch,“ sagte Neumann; „der wird seinen Weg machen. Ganz wie ich in meinen Jahren, wo ich es bis

zum Maurerpolier gebracht hatte, und die andren glaubten, det wäre det höchste. Und jetzt habe ich doch meine sieben Grundstücke. . . ich mach' aus meinem Herzen keine Mördergrube, und klein angefangen zu haben ist keine Schande. Gemeindeführer ist ein schlechter Anfang. Gantinger ist bei mir als Schreiber eingetreten, wissen Sie, für die vielen Mahndriefe und die andren Briefe. Und jetzt hat er es meiner Frau in den Kopf gesetzt, bei meinem Kronprinzen-Theater noch extra Schreiber zu sein. Sie heißen es aber anders. Und nach 'nem Jahre oder drei ist er Direktor. Wetten, daß? Und nach der ersten Million schnappt er. Wetten, daß?“

„Wenn Du vor Herrn Bohrmann keine Geheimnisse hast, so kann ich Dir ja in seiner Gegenwart sagen, daß ich durchaus keine Bürgschaft zu übernehmen gedenke, weder für Herrn Lopinski noch für irgend einen andern, den Gantinger und Niece Dir zutreiben. In meine Geldsachen darf meine Frau mir nicht hineinreden. Mein Geschäft und meine öffentliche Thätigkeit im Dienste der Stadt Berlin haben mit meiner Ehe nichts zu thun, und in dieser Beziehung halte ich mein Haus rein. Habe ich nicht recht, Herr Bohrmann?“

„Wenn aber die Frau schlauer ist, als der Mann. . . und Deine Schwester ist helle, Lofe. . . soll man sich deshalb nicht mit ihr beraten, weil sie eine Frau ist? Kennst Du das Fortschritt? Habe ich nicht recht, Herr Bohrmann? . . . Uebrigens ist es uns gar nicht eingefallen, daß Du die Wirtschaft übernehmen würdest. Wir haben nur so angefragt, weil man doch nicht wissen kann. Und eine gute Kapitalanlage ist so 'n Theater, gerade so gut, wie 'ne Brauerei. Und Du würdest ganz froh sein, wenn der Pächter von's Kronprinzen-Restaurant Dir Dein Bier abnähme. Habe ich nicht recht? Und der Pächter wird's nicht thun. Er wird Echtes haben müssen. Wetten, daß? Habe ich nicht recht, Herr Bohrmann?“

Da traten aber, bevor Bohrmann noch antworten konnte, die beiden Schwägerinnen herein, etwas verzinkt, wie es schien. Aber Mascha lächelte und sah in ihrer rosa Seide doppelt schön aus neben Frau Neumann, die sich in ihrem hohen schwarzen Atlaskleide noch steifer rechte als vorhin. Bohrmann konnte die Augen kaum abwenden von dem tiefen und doch wieder. . . er wußte nicht, warum. . . so kindlichen Ausschnitt von Maschas Taille.

„Habe ich mich nicht fix umgekleidet?“ rief Mascha.

Da wurde die Thür geöffnet und fünf Personen auf einmal traten herein.

VIII.

Unmittelbar bevor man zu Tische ging, fand Mascha noch Gelegenheit, mit Bohrmann zu sprechen. Herr Neumann stand zwar dabei und auch eine unförmlich dicke Frau stieh, aber Mascha gab sich, als ob sie mit dem Lehrer allein gewesen wäre.

„Ich hätte Sie vorhin über die Herren und Damen genauer unterrichten sollen. Aber Ihre Poesie ließ mich die praktische Seite ganz vergessen. Jetzt haben Sie Zeit und Gelegenheit, das Eisen zu schmieden. Ich konnte Sie unmöglich neben mich setzen. Der Lopinsky, der künftige Direktor, ist zum erstenmale bei uns, und an meiner Seite sitzt immer Vetter Fritz. Sie haben den besten Platz, neben der Szekal. Bevor das Eis kommt, muß sich die Szekal für Sie interessieren. Hören Sie, liebster Hans! Ich nenne ihn manchmal Hänsel. Er ist doch so, wie aus einem Märchenbuch ausgeschnitten, nicht, liebe Niece? . . . Sind Sie vorgestellt? Hans Bohrmann, unser Hans Bohrmann, mein Hans Bohrmann, der Dichter. Liebe Niece, Sie müssen mir meinen Dichter nicht untreu machen. Diese vortrefflich aussehende Frau, lieber Bohrmann, ist unsre älteste und beste Freundin, die gute Frau Niece. Sie sitzt zu Ihrer Linken, von meinem Schwager Neumann geführt; sie interessiert sich trotzdem sehr lebhaft für alles Hohe, was Menschenherz bewegt.“

„Azen Sie mir nich, Mascha,“ sagte mit einem breiten, aber herzenguten Lachen die dicke Frau Niece, deren mächtige Büste von einer unförmlich großen, ausgeschnittenen lila Seidenbluse umschlortert wurde. „Es freut mir aber, Ihre Bekanntschaft zu machen, lieber Herr Clausung.“

„Bohrmann“, sagte Bohrmann,

„Ach wat, die Hauptsache ist, daß wir jetzt zu Tisch gehen.“

Bohrmann hatte schon öfter in kleiner Gesellschaft bei Mascha gespeist und hatte sich jedesmal über den Brunk der Tafel und über die traumhafte Vorzüglichkeit der Speisen und Getränke gewundert. Heute waren mehr als zwanzig Personen geladen und Bohrmann war gänzlich verwirrt von alledem, was auf dem Tische stand, was aussah wie Bierat und doch alles seine nützliche Bestimmung hatte, vom Silber und Kristall, von diesem ganzen kunstvollen Bau einer fürstlichen Tafel, und er wurde noch verwirrter von den Gesprächen, die durch einander schwirrten, durcheinander flogen, alles berührend, alles wissend, in allen Höhen und Tiefen der Bildung, und die ihm wieder zeigten, daß ein Gemeindefchullehrer, trotz seiner sechsjährigen Vorbereitung, viele, viele Lücken in seinen Kenntnissen habe. Schon das war ihm erstaunlich, wie alle einander kannten, auch die zum erstenmale im Hause waren.

Er hatte schon vorhin bei den Vorstellungen die Gewißheit gehabt, all die Leute nachher nicht wiederzufinden, deren Namen er zum erstenmale hörte, trotzdem Mascha häufig eine Erklärung hinzugefügt hatte: zum Beispiel der berühmte oder bekannte oder so etwas Doktor Rastel, der gefeierte Kritiker. „Sie müssen ihm unbedingt gehorchen, lieber Bohrmann. Er ist unfehlbarer als der Papst. Er weiß sogar mehr als der liebe Gott. Der liebe Gott weiß alles. Doch der Rastel weiß alles besser. Sie kennen doch den alten Scherz? . . . Der berühmte Bonvivant Stanislaus Lopinsky. Ich darf Sie doch nicht als Direktor vorstellen, lieber Lopinsky. Aber unser lieber Bohrmann weiß, wer Sie sind. . . . Hier, lieber Bohrmann, sehen Sie Professor Seisert in Person. Sie kennen doch seine Kunstgeschichte auswendig? . . . Herr Bohrmann, der allbekannte Hantinger. Nehmen Sie sich meines Dichters an! Sie haben doch schon von ihm gehört? . . . Bitte, lieber Herr Doktor! Der berühmte Stattowiger. Lieber Herr Bohrmann, Sie sehen, Sie finden in meinem Salon die berühmtesten Dichter Deutschlands . . . der geniale Klingenreuter, lieber Bohrmann . . . Gestatten Sie, mein teures Fräulein Szeval, Ihnen unsren neuesten Dichter vorzustellen. Herr Hans Bohrmann, einer Ihrer glühendsten Bewunderer . . .“

Außer Herrn Hantinger hatte sich Hans Bohrmann keinen Menschen gemerkt. Der mit seinem Raubvogelgesicht, mit dem dünnen, schwarzen Schnurrbärtchen und der scharf gebogenen Nase, der schien ihm eine verwandte Seele, weil Hantinger bei aller Redheit des Auftretens doch offenbar nur schüchtern war, und weil er sich selbst sofort an Bohrmann angeschlossen und ihn nach seinem Stücke fragte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Brandmeister.

(Stück in 2 Akten)

Von Anton Tschekow.

1. Akt.

(Rathhaus. Sitzung.)

Bürgermeister (sich langsam im Ohr stoßernd): „Zu diesem Punkte, meine Herren, ist es vielleicht am zweckmäßigsten, zunächst die Meinung des Brandmeisters Semen Bawilitsch zu hören. Er ist Autorität auf diesem Gebiet . . . Auf Grund seines Referats werden wir leichter unsre Entscheidungen treffen können. . . .“

Brandmeister: „Meine Ansicht ist die (säubert in ein buntes Taschentuch): 10 000 Rubel, die Sie für das Feuerlöschwesen ausgeworfen haben, sind viel Geld, aber . . . (streicht sich die Glaze) das scheint mir so. Natürlich, auch für 1000 kann man ein Löschkommando haben, aber was für eins? Der reime Hohn! Sehn Sie . . . Das Wichtigste im menschlichen Leben — das ist der Wachturm. Das wird Ihnen jeder Gelehrte bezeugen. Unser städtischer Wachturm aber tangt, rund heraus gesagt, gar nichts. Er ist zu niedrig, die Häuser sind zu hoch (hebt die Hand in die Höhe), sie überragen den Wachturm, so daß man auf ihm nicht einmal den Himmel, geschweige denn ein Feuer sehen kann. . . . Ich ziehe die Feuerwehrlente zur Rechenschaft — gut. Aber sind sie schuld daran, daß sie nicht sehen können? . . . Dann was die Pferde betrifft und hinsichtlich der Tonnen . . .“ (Anpöft die Weste auf, feuert und setzt die Rede in diesem Sinne fort.)

Stadtväter (einstimmig): „Ueber das Budget hinaus noch 2000 aussetzen!“

Der Bürgermeister macht eine kurze Pause, um einen Berichtserfasser aus dem Sitzungssaal zu weisen.

Brandmeister: „Gut! Also 2000! Für diese 2000 kann der Wachturm um . . . sagen wir mal um zwei Arschin erhöht

werden . . . Gut! Aber wenn man von dem Standpunkt und in dem Sinne urteilt, daß hier öffentliche, sozusagen Staatsinteressen in Betracht kommen, so muß ich bemerken, meine Herren Stadtväter, daß, wenn Sie diese Arbeit ausschreiben . . . so muß ich Ihnen zu erwägen geben, daß dieselbe der Stadt doppelt so teuer kommt, da der Unternehmer dabei lediglich sein eigenes Interesse und nicht das der Gemeinde wahrnehmen wird . . . Wenn Sie sparsam bauen wollen, ohne sich zu überhasten, wenn die Ziegel, nehmen wir mal an, 15 Rubel pro Tausend kosten einschließlich Herbeischaffung . . . und wenn (hebt die Augen zur Decke) und wenn fünfzig fünfzöllige Balken von 12 Meter Länge“ . . . (rechnet).

Stadtväter (mit erdrückender Majorität): „Den Wachturmbau Semen Bawilitsch übertragen, wozu ihm als erste Rate 1523 Rubel 42 Kopeken anzuweisen sind!“

Brandmeisterin (im Publikum, flüstert ihrer Nachbarin zu): „Ich verstehe nicht, warum mein Semen sich so viel Arbeit aufpackt! Bei seiner Gesundheit sich mit Bauten beschäftigen! Ich danke! Retter Spah — sich den ganzen Tag mit den Arbeitern herumzantzen. Verdient dabei eine Kleinigkeit, vielleicht noch nicht mal 500 Rubel, und schädigt seine Gesundheit für 1000. . . . Der Narr richtet sich mit seiner Gutmütigkeit noch zu Grunde!“

Brandmeister: „Sehr schön! . . . Ich komme jetzt zum Personal. Natürlich bin ich sozusagen dabei miinteressiert (verwirrt sich), das heißt, ich will sagen, daß es mir . . . mir gleich sein kann. Ich bin kein junger Mann mehr, bin krank, kann heute oder morgen sterben. Der Doktor sagt, ich habe innerlich eine Verhärtung. Wenn ich mich nicht sehr in acht nehme, kann mir im Innern eine Ader plagen, und ich sterbe in meinen Sünden. . . .“

Flüstern im Publikum: „Wie gelebt — so gestorben.“

Brandmeister: „Ich Sorge nicht für mich. Ich habe Gott sei Dank genug. Ich brauche nichts. . . . Aber ich wundere mich und . . . und es ist sogar tränkend . . . (winkt pathetisch mit der Hand). Man dient nur für das Gehalt, ehrlich, tabellos . . . Keine Ruhe bei Tag und Nacht . . . Schon nicht seine Gesundheit und . . . weiß nicht, wozu das alles? Wofür quält man sich? Was für ein Interesse? . . . Ich spreche nicht für mich, sondern ganz allgemein . . . Ein anderer wird mit solchem Gehalt nicht auskommen . . . Ein Trunkenbold! Ja, der wird diese Stelle vielleicht annehmen, aber ein tüchtiger, solcher Mann nicht. Der wird lieber Hungers sterben, als bei solchem Hundelohn sich mit den Pferden, mit den Spritzenleuten abzuquälen . . . (zuckt die Achseln) Zu wessen Vorteil? . . . Wenn man im Ausland wüßte, was für eine Zucht hier herrscht, die würden uns, glaub' ich, nicht schlecht durchhecheln in ihren Zeitungen . . . Im westlichen Europa, nehmen wir z. B. Paris, giebt's in jeder Straße einen Wachturm. Und der Brandmeister bekommt jährlich eine Gratifikation nach Maßgabe seines Gehalts. Dort ist gut dienen!“

Stadtväter: „Semen Bawilitsch als einmalige Gratifikation für langjährige treue Dienste 200 Rubel anweisen!“

Brandmeisterin (flüstert der Nachbarin zu): „Das ist gut, daß er sich so was ausgebeten hat. . . . Ein kluger Mensch! Letztes waren wir beim Oberpfarrer und verspielt da in Karten hundert Rubel. Jetzt, wissen Sie, thut es uns so leid! (Gähnt.) Ach so leid! . . . Uebrigens, es ist Zeit, nach Hause zu gehen, Thee trinken.“

2. Akt.

(Am Wachturm. Wache.)

Wache auf dem Turm (ruft hinab): „Geda! Im Hof der Schneidemühle brennt's! Schlag Alarm!“

Wache unten: „Das siehst Du erst jetzt? Die Leute laufen schon eine halbe Stunde, und Du, Schafskopf, denkst erst jetzt daran? . . . Ob man den Esel oben hinstellt oder unten — ganz egal.“ (Schlägt Alarm.)

Nach drei Minuten erscheint am Fenster seiner Wohnung, gegenüber dem Wachturm, der Brandmeister, im Negligé, mit verhaselten Augen.

Brandmeister: „Wo brennt's, Denis?“

Wache unten (steht stramm und salutiert): „Im Hof der Schneidemühle!“

Brandmeister (schüttelt den Kopf): „Gott bewahre! Der Wind weht . . . trodenes Wetter . . . (winkt mit der Hand) Gott erbarme sich! Die Unglücklichen können einem leid thun! . . . (Streicht sich über das Gesicht.) Nu paß auf, Denis! . . . Sag' ihnen, sie sollen anspannen und losfahren. Ich werde sofort . . . nach einem Weilschen . . . nachkommen. . . . Muß mich erst anziehen und so . . .“

Wache unten: „Es ist niemand da zu fahren, Ew. Gnaden! Alle fortgegangen. Nur Andrei ist zu Hause.“

Brandmeister (erschreckt): „Wo sind sie, die Gallunken?“

Wache unten: „Malar hat Stiefel besohlt und trägt sie jetzt nach der Vorstadt zum Klister. Michael haben Ew. Gnaden selbst gerührt fortzuschicken, Hafer verkaufen . . . Jegor muß die Schwägerin des Inspektors zum Bahnhof fahren. Nikita ist betrunken.“

Brandmeister: „Und Algei?“

Wache unten: „Algei ging Krebsse fangen, weil Ew. Gnaden geruhten, ihm kurz vorher zu befehlen . . . Ew. Gnaden sagten, daß Sie morgen zu Mittag Gäste hätten.“

Brandmeister (Kopf schüttelnd): „Nun bitte ich einen Menschen! Mit solchem Volk soll man arbeiten! Noheit, Unbildung . . . Trunksucht . . . Wenn das Ausland die Geschichte er-

führe, da würden wir unser gehöriges Teil in den Zeitungen kriegen . . . Dort, nehmen wir z. B. Paris, jagt die Böschmannschaft Tag und Nacht in den Straßen herum. Ob Feuer ist oder nicht — sie jagt! . . . Hier brennt die Schneidemühle . . . 's ist Gefahr, und niemand da, gerade als ob . . . sie der Teufel geholt hätte! Nein, wir sind doch noch weit von europäischen Zuständen entfernt! (Wendet sich ins Zimmer zurück, zärtlich): Mariechen, leg' mir meine Uniform raus! —

Kleines Heuilleton.

— Fragen für ein Kritikerexamen. Im Januarheft von „The Cornhill Magazine“ steht ein Aufsatz „Examination in fiction“, d. h. Examenfragen in der Theorie und Praxis der Poesie für Poeten und Kritiker. Die Fragen verlangen, schreibt die Münchener „Allgem. Zeitung“, zu großes Verständnis der englischen Tagesliteratur, als daß sie uns besonders interessieren könnten. Aber im allgemeinen ist die Tendenz des amüsanten Aufsatzes auch auf unsere Verhältnisse zu übertragen. Die Dichter von heutzutage müssen, abgesehen davon, daß sie Poeten sein müssen, noch gar vieles andre sein: Historiker, Socialpolitiker, Juristen, Ethiker, Psychologen, Naturwissenschaftler und was noch alles mehr. In noch höherem Grad müssen aber die Kritiker alle diese Eigenschaften besitzen; müssen sie doch nicht allein erkennen, was die Dichter in ihren Werken gegen die Principien der Geschichte, des Rechts, der Socialpolitik, der Ethik, der Psychologie, der Naturwissenschaften usw. gefehlt haben, wogegen die Fehler gegen den Geist der Poesie natürlich zurücktreten, nein, sie müssen auch „besser zu machen“ verstehen. Bei all diesen Anforderungen scheint uns die Einführung eines Kritikerexamens unaussprechlich; und für das bevorstehende Münchener Kritikerexamen haben wir einstweilen eine Reihe Fragen zumeist, aber nicht nur, aus dem Gebiete der Neu-Aufführungen der letzten Zeit auf Vorrat präpariert. Sie sind in der Art wie beim juristischen Staatskollatur schriftlich unter Klausur zu behandeln:

1. Wächst die Güte eines Dramas mit der Länge der Zeit, welche eine der handelnden Personen krank im Bett zubringt, in arithmetischer oder geometrischer Progression? (Der Text von: Fuhrmann Henschel, Ueber unsre Kraft, Frühlingsoffer, Philister über Dir darf benützt werden.)

2. Wie verhält sich die Hypnose, in welche man durch Maeterlind versetzt wird, a) zu den Ansichten der Schule der Salpetrière; b) zu denen der Rancher Schule?

3. Man diskutiere die Theorie, daß Strindbergs „Maus“ ein Wert verschiedener Hände ist. Die Frage nach der Einheit der homerischen Gefänge kann dabei mit behandelt werden.

4. Der gegebene Novellenstoff „Die Pfarrersstöhin und die sauberen Brüder“ soll à la Laura Marholm behandelt werden und zwar a) feministisch-erotisch; b) fromm-jeuitisch; c) charakterlos.

5. Der Einfluß eines Vaternörders, einer Strangulationshalssbinde, eines langschöpigen Rocks und eines Leichenbittergesichts auf die Lyrik.

6. Arno Holzens Poesie in ihrem Verhältnis zu Liebigs Fleischergtraft.

7. Man gebe die Disposition eines Münchener Gesellschaftsromans (entweder Hedwig Dohms Sybilla Dalmar oder Helene Wöhlaus Rangierbahnhof oder Wolzogens Drittes Geschlecht können als Unterlage benützt werden), der a) in prähistorischer Zeit, b) im Jahre 8000 n. Chr. spielt.

8. Die Handlung von d'Alberts Kain a) im Licht der hebräischen Uebersetzung, b) mit Rücksicht auf die erhaltenen Denkmäler, c) vom Standpunkt der Weltanschauung Wibelkritik.

9. Was bedeutet ein sogenannter „Einsamer“? Das Verhältnis des Einsamen zu seinem Verhältnis und dessen Rückwirkung auf seine Verhältnisse.

10. Ueber Traumwachen: Eine Parallele zwischen dem „Nacht-schlafender Zeit Wandel“ der Lady Macbeth und dem „Nachmittags-schlafenden Wandel des alten Schnaase“ in „Philister über Dir“ soll dabei gezogen werden.

11. Die Erstigung (durch Verjährung) der Wiese durch den Bauer Voh nach allen früheren und jetzigen Rechten (es wird angenommen, daß er prozessiert und nicht schießt).

12. Kurzer Abriss der Geschichte einer Civilisation und Aufklärung im Wahlkreis (geographischer Begriff) des Räubers Kneißl. (Disposition nach Vechy oder Wudle.)

Man sieht, welch reiches Material zu fragen den Examinatoren zur Verfügung steht. —

— Der „Blutregen“ in Süditalien. Ueber diese Naturerscheinung schreibt man der „Fest. Ztg.“ aus Rom unterm 11. März: Gestern war ein Tag des Schreckens für ganz Unteritalien von Sizilien bis nach Rom. Nachdem bis vor vierzehn Tagen der Winter mit unerhörter Strenge geherrscht hatte, brach gestern Morgen auf einmal eine derartige Hitze über den italienischen Süden herein, daß den erschrockenen Bewohnern schier der Atem versagte, zugleich segte ein derartig starker Sturm über das betroffene Gebiet, daß viele abergläubische Leute sich bekreuzten und Schutz in der Kirche suchten. Der Himmel war aschgrau. Gegen Mittag jedoch wechselte er die Farbe, er wurde gelb, ja orangenfarbig und stellenweise blutrot. Telegramme über Telegramme liefen hier aus Sizilien und speziell Palermo ein, die das „schreckliche Phänomen“ meldeten und um

wissenschaftliche Aufklärung baten. In Palermo war der Himmel mit dunkelroten Wolken bedeckt, die Regentropfen, die niederfielen, glücken geronnenem Blut. Die gleiche Erscheinung wurde in Caltanissetta, in Castrovillari, in Avellino, in Salerno, ja in S. Demetrio nei Vestini (Abruzzen) beobachtet. Am schlimmsten wirkte die seltsame Naturerscheinung in Neapel. Am Morgen drückte ein bleierner Himmel die geängstigte Stadt; die Hitze sowie der Schreck raubten den Einwohnern den Atem; denn, als die Bleifarbe sich allmählich zu gelb und rot wandelte, da stand es bei den meisten Neapolitanern fest, daß eine Katastrophe bevorstehe, wie sie Pompeji erlebte. Und als nun gar aus den Blutwolken rote Tropfen niederfielen, die auf Papier und Porzellan einen roten Pulverand zurückließen, da war kein Zweifel mehr möglich, das Ende der Welt war gekommen und Neapel werde unter dem Aschenregen des Vesuv begraben. Man zeigte vor allen Terrassen und Dächern auf den großen Feind, man bestärkte ihn mit Fernrohr und Operngläser, horchte mit atemloser Spannung auf das notwendig kommende unterirdische Rollen und auf die Explosionen des Kraters, und als beides ausblieb, ließ die Angst in die Kirchen und an die Hausaltäre, man flehte, betete, winkelte zum heiligen Januarius, zum heiligen Rochus, zur heiligen Barbara, zum heiligen Proculus, zur Madonna di Monjerato usw. Natürlich liefen die Reporter zu den Männern der Wissenschaft, um des Rätsels Lösung zu finden, und übereinstimmend meldeten diese, daß es sich um nichts weiter handle, als um einen außerordentlich starken Saunm, der den Sand der libyschen Wüste bis nach Italien getrieben habe. Obgleich diese natürliche Erklärung bald in Neapel bekannt wurde, sankte man ihr doch erst Glauben, als die Nacht, aber keine Katastrophe hereingebrochen war. In Rom zeigte sich das Phänomen weniger bedrohlich als in Neapel, obschon die Hitze auch so drückend war, als sei man im September. Die Straßen waren mit einem gelblich-grünen Staubdunst gefüllt, der jede Aussicht hinderte. Schlimmer war es in den Sabinerbergen, an deren schroffen Wänden sich die heiße afrikanische Blut brach und ziemlich gefährliche Sturmwirbel erzeugte. Ich machte den Aufstieg von der Villa Adriana nach Tivoli und konnte mich kaum vor den Windstößen schützen, die in den tiburtinischen Oelhainen große Verwüstungen anrichteten. Von allen Seiten stürzten die jammervollen Bauern herbei, um das Holz der umgestürzten Bäume zu sichern. In Tivoli selbst bildeten sich erschreckte Gruppen, die voller Angst zum Himmel starrten, wenn gerade eine besonders dunkle gelb-rote Wolke, die den Fluren Tod und Vernichtung drohte, vom Sturm jäh dahergepeitscht wurde. Die Wasserfälle boten ein herrliches Bild; denn der hochflutende Anio brachte große gelbe Massen herbei, die im Sturz vom Africanerwind bis zu hundert Fuß Höhe aufgewirbelt wurden. Freilich werden die Zeugen des herrlichen Schauspiels noch lange an dieses zurückdenken; denn das niederfallende Wasser hatte sich mit dem Wüstenstaub in der Luft vermischt, und hinterließ deutliche gelbe Spuren auf Hut und Kleidern, die jeder gewaltsamen Entfernung spotteten. —

— Ueber unsre Gemüsepflanzen und deren Geschichte sprach kürzlich Professor Dr. Witmak in einer Versammlung. Die ältesten Gemüse, die wir kennen, stammen aus den ägyptischen Gräbern. Man hat hier unter dem Laub der Totenkranze auch Zweige von Dill und Sellerie gefunden. Daß die Ägypter u. a. Zwiebeln, Lauch und Rettig sehr geliebt haben, bezeugt Herodot, indem er meldet, daß beim Bau einer Pyramide die Arbeiter von diesen Früchten für 1600 Talente, d. h. für 7544 000 M. verzehrt haben. Auch in den Gräbern der alten Peruaner haben sich Bohnen, Erbsen u. dgl. gefunden. Zu den ältesten Kulturpflanzen, die wir überhaupt kennen, gehört die Zwiebel, deren Zucht noch heute, namentlich auch in Ägypten, außerordentlich blüht. Zu gewissen Zeiten giebt es auf dem Berliner Markt nur ägyptische Zwiebeln zu kaufen. Sie wurde im Altertum auch zum Weine gegessen, wie jetzt bei uns der Rettig zum Bier. Die Zwiebel gehört zu den Liliengewächsen, deren Hauptvertreter die Lilien, in ihren Knollen gleichfalls als Nahrung dienen und zwar noch jetzt bei den Japanern und in Sibirien. Unsere heutige Perlwiebel stammt von Porree ab. Auch der Spargel, gleichfalls eine sehr alte Kulturpflanze, gehört zu den Liliengewächsen. Plinius erzählt von drei Spargelsprossen, die zusammen ein Pfund wogen. Den Knötchen ist unsre neueste Gemüsepflanze, der Khabarber, zuzuzählen; es hat sehr lange gedauert, ehe er sich in Berlin als Kompostpflanze eingebürgert hat. Der Kohl ist bereits zur Zeit der Kelten von Südeuropa nach dem Norden gebracht. Der Wüstenkohl wird im 16. Jahrhundert erwähnt; er kam damals, wie noch heute, aus Italien. Rosenkohl scheint im Altertum wenig gebant zu sein. Die Teltower Rüben, eine Specialität der Mark, stammen vom Rübse, die Kohlrüben vom Naps ab. Die Rettige waren schon bei den Alten sehr beliebt, Radisheschen scheinen sie aber nicht gekannt zu haben. Der Meerrettig (richtig Währrettig = Fiederrettig) ist eine der wenigen Pflanzen, die aus dem Norden stammen; auf den slavischen Ursprung deutet noch der in Oestreich gebräuchliche Kren. Zu den Doldengewächsen gehören die bei uns wildwachsenden Mohrrüben, der Sellerie, der unter andern auch bei den irthümischen Spielen zu Kränzen gewunden als „Lorbeer“ galt, und der den Alten nicht bekannte Korbell, sowie der Fenchel, dessen Stiele von den Italienern gegessen werden. Die ältesten Hülsenfrüchte sind wohl die Linzen. Erbsen hat Virchow bei der Ausgrabung in Troja gefunden. Von den Bohnen war die Saubohne im Altertum bekannt. Unsere heutigen Bohnen stammen aus

Amerika. Von den Salaten kannte man schon im Altertum auch Endivie und Chicorie. Erinnert wurde noch an die Verwendung der Malagazwiebels zu Salat, an die Tomaten, die zu den Nachtschattengewächsen gehören und an die aus derselben Familie stammenden Anbergines, die hier noch sehr unbekannt sind, in Frankreich aber viel gegessen werden. —

Theater.

Neues Theater: „Der Ausflug ins Sittliche“ von Georg Engel. — Also endlich! Nachdem das Censurverbot uns lange Monate die Komödie „vorenthielt“, nachdem die Presse immer wieder entrüstet fragte, warum gerade wir von diesem irdischen Genuß ausgeschlossen sein sollten — ist nun der „Ausflug ins Sittliche“ vor sich gegangen. Endlich also kommen die Gemüther zur Ruhe und die Kritik kann feststellen, daß Herr Engel ein unangenehmes und schlechtes Stück geschrieben hat. Der Foyerwitz meinte im Zwischenakt, daß der Autor brillante Beziehungen haben müsse. Sie meinen, weil er die Annahme der unerquicklichen Stimperei durchgesetzt hat? Nein, weil er ein Verbot zu erzielen wußte. — Der Foyerwitz ist ein windiger Geselle; aber auf Erfolg und Mißerfolg versteht er sich allerdings. Wäre das Stück ohne vorausgegangenes Verbot im Leising-Theater aufgeführt, wäre es mit Pauken und Trompeten durchgefallen und die „Provinz“ wäre um den Genuß herumgekommen. Das Verbot aber erregte Aufsehen, das Publikum wurde neugierig und so nahm eine Reihe von Bühnen das Stück an. Die Censur erreichte also wieder einmal das Gegenteil des Gewollten. Ob Censoren schließlich klug werden können?

Was Herr Engel wollte, ist aller Ehren wert. Er wollte die Heuchelei der Junker verpöhlen, die im Parlament so prüde thun und daheim auf dem Lande gar nicht ungern eine frische Magd herablassend beglücken. Nur muß man auch können, was man will und Herr Engel konnte in diesem Fall nichts. Sein Stück ist verschoben und verlogen, daß es wirklich nur den Junkern zu gute kommt — insofern nämlich, als man sich unwillig von dem verzerrten Bilde ablehrt. Die Censur muß ein schlechtes Gewissen haben, daß sie solche Stücke verbietet. Das schlechte Gewissen sieht ja überall Gespenster. Insofern hat das Stück ein objektives Interesse, das mit seinen literarischen Qualitäten nichts zu thun hat. Also davor fürchten sich die Junker? Wir gestatten uns daraus einen Rückschluß auf das gute Bewußtsein, mit dem sie für die lex Heinze gekochten haben.

Das schönste war, daß Herr Engel so gar nicht kannte, was er bekämpfen wollte. Seine Schilderung ländlicher Zustände ist grotesk, und im Hause seines Gutsbesizers herrschen Zustände, die er unmöglich je beobachtet haben kann. Beispielsweise verhandelt die „Sittlichkeitskommission“ ihre heille Materie in Gegenwart der Damen, unter denen sich auch ein junges Mädchen befindet. Die Fabel handelt von einem adeligen Renegaten, der ausnehmend sehr radikal ist, dabei aber keiner Partei angehört, weil Parteien „Stammeln für Herdenvieh“ sind. Ach, Herr Engel — wie übermenschlich das in Ihrem Munde klingt! Dieser jammervolle Schwächer also deckt die sittliche Heuchelei seines Onkels auf, indem er ihm die Liebhaft mit einer Hofdame unter die Nase hält. Zum Schluß wird er für seinen Heldennut durch die Hand einer reichen Erbin belohnt. Die ganze Fabel ist so wahr, wie das Milieu echt ist, also erlogen. Das Stück ist einfach eine zusammengelagelte Spekulation auf die berechnete Popularität gewisser gegen die lex Heinze gerichteter Dize. Nicht einmal von theatralischem Temperament ist etwas zu spüren. Ohnmacht und Unkenntnis sind die einzigen Bestandteile dieser „Komödie“. — E. S.

Physikalisches.

en. Noch mehr strahlensendende Mineralien. Die Entdeckungen auf dem Gebiete der geheimnisvollen Körperstrahlen, die von dem Funde Becquerels im Uranium ausgegangen sind, werden immer vielseitiger und merkwürdiger. Auf die Uranstrahlen folgten die des Thorium, Radium, Polonium und Actinium, neulich hörten wir von einem strahlensendenden Blei, und heute hat man erfahren, daß Professor Pegrum von der Columbia-Universität in New York noch verschiedene Körper mit derselben Eigenschaft entdeckt habe. Es wurden mit einem neuen und sehr empfindlichen Elektrometer Versuche mit der besonderen Absicht vorgenommen, noch weitere strahlende Mineralien zu finden. Der Forscher nahm zuerst einen Kristall des seltenen, wenn auch an vielen Orten in Europa, Amerika und Grönland gefundenen Minerals Columbbit zur Hand; dieses besteht gewöhnlich aus einer Mischung von zwei Verbindungen, die ein Salz des Eisens mit den Säuren der seltenen Elemente Niob und Tantal darstellen. Das Elektrometer zeigte, daß sich die Luft in einer Umgebung dieses Kristalls in einem elektrischen Zustande befand, und die photographische Prüfung bestätigte, daß der Columbbitkristall Strahlen ausstrahlte, die auch auf die photographische Platte wirkten. Nach den bisherigen Untersuchungen enthält dieses Mineral weder Uranium noch Thorium, also keines der Elemente, denen die Eigenschaft der Strahlung besonders eigentümlich zu sein scheint. Somit bleibt das Vorhandensein dieser Eigenschaft im Columbbit noch völlig rätselhaft. Ueberhaupt aber scheint die Thatsache immer klarer zu werden, daß die Ausstrahlung von Strahlen elektrischer und

leuchtender Energie in der sogenannten „unbelebten“ Natur viel verbreiteter ist, als man selbst nach den letzten Entdeckungen zu vermuten gewagt hat. Pegrum hat nämlich noch an anderen chemischen Stoffen, zunächst an Proben von Erbium- und Niobiumoxyd, die im chemischen Museum der Universität aufbewahrt lagen, ebenfalls eine schwache Wirkung auf das Elektrometer entdeckt. —

Humoristisches.

— Benützte Gelegenheit. A.: „Wo steckst Du den Vormittag über?“
B.: „Ich besuche den Samariterkurs.“
A.: „So? Welchen Zweck hat das?“
B.: „O, da lernt man augenblickliche Hilfe leisten!“
A.: „Ah, da kannst Du mir wohl augenblicklich mit fünfzig Mark helfen?“ —
— Ahnungsvoll. Frau (in der Kunstausstellung): „Wenn Du den Sinn der Bilder so schwer herausfindest, warum kaufst Du denn keinen Katalog?“
Mann: „Das auch noch! Ließt man was manche Bilder vorstellen sollen, dann lernt man sich ja erst recht nicht aus.“ —
— Moderne Kindererziehung. Sie: „Was nur dem Baby fehlt, daß es immerfort so jämmerlich schreit. Der Doktor hat es bereits massiert, mein Mann hat es gewogen und photographiert, — ich habe sechs Kapitel „Mutterpflichten“ gelesen, — was weiß ich alles, — Herrgott! Da bringt die dumme Gans erst die Milchflaschel — („Reggend. him. Bl.“)

Notizen.

— Drei neue Einakter von Max Dreher werden noch im Laufe des nächsten Monats im Deutschen Theater in Scene gehen. —
— Rudolf Mittners Schauspiel „Wiederfinden“ erlebt zusammen mit Georg Meides Drama „Morgen“ am 23. März im Deutschen Theater die Erstaufführung. —
— Otto Ludwigs Drama „Der Erbförster“ geht am 25. März im Schiller-Theater zum erstenmal in Scene. —
— Ein sechsfacher Theaterdirektor ist Dr. Theodor Löwe in Breslau. Herr Löwe dirigiert nämlich das Ober- Stadt- und Thalia-Theater in Breslau, hat für die Sommerfaison 1901 die Leitung der Sommer-Operette in Baden-Baden und Karlsruhe übernommen und steht ferner noch mit dem Eigentümer des Deutschen Theaters in Breslau in Unterhandlung. —
— Die öffentliche Hauptprobe zu Verdis Requiemaufführung durch den Sternschen Gesangs-Verein (18. März) findet am 16. März nachmittags 4 Uhr in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche statt. —
— Ein neues Gemälde von Ludwig Knaut „Blumenhändlerin“ ist gegenwärtig im Künstlerhause, Wellevuestraße 3, ausgestellt. —
a. Die Maler Max Friß und Karl Leopold begeben sich beinahe im Auftrage eines hiesigen Konfunktions nach dem Kaukasus, nach Persien und der afrikanischen Küste, um daselbst Studien für ein größeres künstlerisches Unternehmen zu machen. —
— Die Führungen in der Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ werden am Freitag, den 15. d. M., beginnen. Es werden an diesem Tage von 4—5 Uhr die Herren Feld, Dr. Osborn, Spöhr und Stahl die Führungen durch die einzelnen Abteilungen der Ausstellung übernehmen. Ferner werden Vorlesungen stattfinden: Sonnabend, den 16. März, 4—5 Uhr; Sonntagvormittag 11—12 Uhr und nachmittags von 4—5 Uhr; Dienstag, den 19. März, von 4 bis 5 Uhr und Mittwoch, den 20. März, von 4—5 Uhr. —
— Ueber „Französischen Idealismus, Realismus, und Impressionismus“ wird Dr. Verthold Dauw am Sonnabend im Verein „Albrecht Dürer“ (Dorotheenstädtisches Realgymnasium, Georgenstr. 30/31) sprechen. —
— Ein römischer Tempel ist bei Throneden im Günsrück entdeckt worden. Die Ruinen bilden einen rechteckigen ummauerten Bezirk von 65 Meter Länge und 60-Meter Breite, in dessen ungefährer Mitte ein Tempel von 17 zu 18,50 Meter Größe lag. —
— Eine neue Insel ist im Stillen Ocean entdeckt worden. Ein norwegischer Kapitän Særegaard ist bei der Fahrt von Sidney nach Manila auf das Eiland gestoßen. Die Insel ist gebirgig, bewaldet und fruchtbar und liegt in dem an kleinen Eilanden und Riffen reichen Meeresteile zwischen Holländisch-Neu-Guinea und den deutschen Palau-Inseln, 90 Seemeilen nordöstlich von den Magia-Inseln. Die Insel wird nach ihrem Entdecker benannt werden. —
Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 17. März.